

## Predigtmeditation zu Jeremia 29,4-14

Von Gerhard von Rad

Der Brief Jeremias an die Exulantenschaft in Babylon — der erste seelsorgerliche Gemeindebrief der Bibel — ist zwischen der ersten und zweiten Deportation geschrieben (597 und 586) und ist, wie die umständliche Einleitung zeigt, einer Gesandtschaft, die in irgendeiner Sache an den Großkönig abgeordnet war, mitgegeben worden. Der Text lässt ab V. 15 die großartige gedankliche Geschlossenheit seines Anfanges vermissen. Wahrscheinlich ist der zweite Teil des Briefes nicht frei von Interpolationen (vgl. Jer. 24,8—10; 25,4), V. 15 ist ein Torso, V. 16-20 fehlen in der LXX. So ist es zu rechtfertigen, wenn sich der Prediger auf die Auslegung von V. 3-14 beschränkt.

Zum Text: Das *jetēr* in V. 1 „die übrigen ...“ ist nicht klar; die Weglassung in der LXX aber eher eine nachträgliche Glättung. — In V. 7 ist vielleicht mit LXX statt *ha'ir* („der Stadt“) *ha'arez* („des Landes“) zu lesen. In V. 12-14 ist der ehemalig gewiß ebenmäßige Text sichtlich in Unordnung geraten. Für das sehr verdächtige *halaktem* in V. 12 empfiehlt sich vom Tar-gum her *'anitikem* („will ich euch antworten“). Der Nachsatz von V. 13bβ steht in V. 14aa: „will ich mich von euch finden lassen“. Also vier Paare: rufen — antworten, beten — erhören, suchen — finden, fragen — sich finden lassen.

Der Brief lässt aufs deutlichste die innere Verfassung der Empfänger erkennen. Infolge der barbarischen Deportation aus allen gewohnten Verhältnissen gerissen, befanden sie sich einerseits in einer Art Lähmung ihrer Umwelt und ihren nächsten Aufgaben gegenüber; andererseits haben sie sich leidenschaftlichen politischen Hoffnungen hingegeben: So konnte es nicht bleiben; jetzt stand wirklich die Ehre und Glaubwürdigkeit Gottes auf dem Spiel! Aber so groß der Spielraum ihrer seelischen Bewegungen war, — offenbar lag es ihnen ganz fern, diese ihre Lage als eine Fügung Gottes zu verstehen.

In diesem Aufruhr von ungläubiger Niedergeschlagenheit und ebenso ungläubiger Hoffnung atmet die Stimme des Propheten einen Realismus und eine Nüchternheit, die jeden Politiker beschämen könnte. Es geht dem Propheten darum, Menschen, die von Schwermut gebannt in die Vergangenheit schauten, oder solche, die in aufgeregter Sensationsstimmung politische, ja vielleicht apokalyptische Umwälzungen größten Stiles von der Zukunft erwarteten, zunächst einmal einfach und ganz unschwärmerisch an die Gegenwart zu verpflichten. Vor allem anderen steht das Gebot, sie als eine Fügung Gottes ernst zu nehmen. Es ist bedeutsam, wie akzentuiert dreimal in unserem Text die Deportation direkt als von Gott vollzogen (also nicht nur „zugelassen!“) erscheint: „die ich habe lassen wegführen“ (V. 4.7.14).

Behutsam, in deutlicher Steigerung, führt Jeremia seine Leser auf die Gültigkeit und die Dauer dieser ihrer Gegenwart hin: Häuser sind im Orient schnell gebaut; Gärten anzulegen braucht schon mehr Zeit; aber Kinder zu verheiraten und an Enkel zu denken! Wie sachlich wird hier zu einfacher kultureller Tätigkeit aufgerufen gegen eine Schwärmerei, die glaubte, dieser Interimszustand verdiene gar nicht ernst genommen zu werden!

Aber es liegt noch viel mehr als die Verpflichtung an die von Gott gefügte Gegenwart in der prophetischen Mahnung. Zum erstenmal in der Geschichte des Volkes Gottes auf Erden war eine Gemeinde in die Fremdlingschaft der Welt hinausgestoßen und war somit in eine Lehre genommen, aus der auch die Gemeinde Christi noch nicht entlassen ist. Bisher war das ganze gemeindliche wie individuelle Leben an den Kultus gebunden. Israel lebte auf heiligem Land, alle Lebensfunktionen geschahen im Schatten sakraler Zeichen und speisten sich aus sakralen Kräften, die von der kultischen Mitte des Tempels aus bis an die Grenze des Todes hin alle

Lebensbereiche durchstrahlten. Aus diesen bewahrenden sakralen Ordnungen waren die Deportierten wie über Nacht herausgerissen. Sie lebten ja nur auf „unreiner Erde“ (1.Sam. 26,19; Am. 7,17; Hes. 9,1ff.), und die Schwere der damit gegebenen Frage können wir nicht überschätzen. Von diesem Hintergrund aus sind die Weisungen Jeremias erstaunlich; enthalten sie doch eine Rechtfertigung des Weltlichen; sie wollen Mut machen zum Weltlichen. Alle Einzelweisungen Jeremias bekommen von da aus ihre spezifische Schärfe, um die der Prediger wissen muß. Auch der Passus von der Verheiratung der Kinder! Denn auch dafür mußte den Deportierten draußen erst das gute Gewissen, mußte eine Ermächtigung, eine Ordnung gegeben werden. Die Sätze klingen freilich derart unromantisch, daß der moderne Leser das, was er unter Liebe und Ehe versteht, darin kaum noch wiedererkennen wird.

Von besonderem Gewicht ist der V. 7, der das Verhältnis der Gemeinde zu der sie tragenden Umwelt regelt. Diese Welt, die ihr gewiß nicht sehr freundlich gesonnen war, die aber doch auch wieder so große und andersartige Sorgen hatte, dieser sie tragenden Umwelt darf sich die Gemeinde nicht entziehen, sie schuldet ihr die Fürbitte. Das ist nicht „schon“ das Gebot der Feindesliebe, wie manche Ausleger rühmend gemeint haben. Hier geht es dem Propheten mehr um die Gemeinde, d.h. darum, daß sie das rechte Verhältnis zu ihrer großen Umwelt findet, daß sie mit an ihren Sorgen trägt und ihr solidarisch bleibt. Es hat Gott gefallen, auf Zeit das Wohl seiner Gemeinde an das Wohl der großen Welt zu binden, und dafür, daß jene — freilich unwissend und in höherem Auftrag — die Gemeinde trägt, soll auch die Gemeinde für sie da sein. Ein weites Feld für den Prediger, dem die tödliche Gefahr jenes bösen, übergeistlichen Abseitsstehens der Gemeinde Christi aufliegt!

Mit alledem — so kann man doch sagen — spricht Jeremia gegen das Heimweh, d. h. das Heimweh ebenso nach rückwärts wie nach vorwärts, gegen jenes Ungenügen, jenes unmenschliche Ausbrechenwollen, das sich so viele Gewänder umlegen kann. Jeremia setzt dieses Heimweh voraus, aber er facht es nicht zur großen Flamme an. Er sagt vielmehr: Baut Häuser, pflanzt Gärten! Darin besteht der große Unterschied zwischen ihm und den Träumern, deren Amt es immer war, dieses Heimweh heilig zu sprechen und dann zu stillen. (Bezeichnend ist das Hiphil *mahle mim*, das zeigt, wie jene Träumer in einer Art von Beauftragung träumen!)

Nun wird freilich der aufmerksame Hörer sich dagegen geschützt wissen wollen, daß ihm nicht mit alledem ein sehr ungeistiges und ungeistliches Banausentum gepredigt wird. Und mehr noch: Wird er damit nicht noch einmal auf die Straße gewiesen, auf der er früher oder später doch wieder von der Welt bis auf den letzten Heller ausgeplündert wird? Nun, von dem, was über die Häuser und Gärten hinausgeht, redet Jeremia in V. 10 f. Diese ganze Situation des Bauens und Pflanzens und des Betens für Babel — so gültig sie jetzt ist — währt nur eine von Gott abgemessene Zeit. Die „70 Jahre“ wollen nicht als ein in der Geschichte vom Menschen zu errechnender Zeitabschnitt, sondern als eine runde Zahl, ein ungefährer, langerer Zeitabschnitt, als „eine Periode der Weltgeschichte“ (Volz) verstanden sein. Jeremia gibt dem neubabylonischen Reich 70 Jahre. Es geht also gar nicht um die Vorhersage der Dauer des Exils. (Von wann ab Jeremia rechnet, ist unsicher; vielleicht von Nebukadnezars Regierungsantritt 605, vielleicht vom Fall Ninives ab, 612.) Die Zahl stimmt annähernd — Fall Babylons 538 —, braucht aber keineswegs ein vaticinium post eventum zu sein. Dafür ist sie wieder zu ungenau.

Darum also kann es sich Jeremia leisten, gegen das Heimweh zu predigen, weil ja diese ganze Fremdlingschaft von Gott befristet ist. Sie ist wie in eine große Klammer gestellt, und vor der Klammer und darüber und ringsherum stehen Gottes väterliche Heilsgedanken. „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe“ ist im Sinne von Jer. 1,12 auszulegen: Gott hat seine Heilsgedanken nicht vergessen, er wacht über seinem Wort auch da, wo alles dagegen

zu sprechen scheint. Zu dem „guten Wort“ vgl. Jer. 24. Den Anbruch des Heils deutet Jeremia in V.12 nur allgemein durch die beiden Nomina *aḥarit* („Ende“, hier wohl mehr im Sinne von „Zukunft“, vgl. Jer. 31,17; Spr. 23,18; 24,14; Ps.37,37) und *tiqwah* („Hoffnung“) an, das allgemein als ein Hendiadyoin genommen wird „hoffnungsreiche Zukunft“ (Giesebrécht); schöner und wohl ebenso richtig Luther. In V. 14 ist wieder so allgemein von „der Wendung“ die Rede, die Gott „wenden wird“. Der bei Jeremia beliebte Ausdruck *šub šebut* ist wohl nicht von *sabah* abzuleiten („Gefangenschaft“), sondern von *šub* und bedeutet „Wendung“. Wer will es entscheiden, ob der in V. 14 darauffolgende Passus „eine spätere Beischrift mit formalhaften Wendungen“ ist; „Jeremia schreibt in seinem Brief das Gegenteil für die Gegenwart“ (Volz)? Wahr ist, daß sein Trösten genau dem entgegengesetzt ergeht, wie Menschen sonst zu trösten pflegen: er beginnt eben nicht mit dem Hinweis auf das große Kommende, und er mahnt auch nicht, über das Gegenwärtige hinwegzusehen. Erst zuletzt, nachdem er törichte menschliche Erwartungen zerstört hat, spricht er von dem Heil, das Gott wirken wird. Schwerer wiegt das Bedenken, daß der Satz die Diaspora in der ganzen Welt vorauszusetzen scheint (Rudolph).

Sprachen wir von der penetranten Weltlichkeit, in die die Gemeinde wie für einen Interimszustand hinausgestoßen ist, so ist in dieser grundsätzlich kultlosen Existenz doch eines möglich: das Gebet. Und hier spricht Jeremia geradezu von einem ernsthaften Sichbemühen um Gott wie von einer Vorbedingung des Gottfindens, ja — nach der jetzigen Fassung des V. 14 — des Heils überhaupt.

Was wäre aus jener Exulantenschaft geworden ohne die Propheten? Eine Zeit, die durch irgendwelchen Abbruch der Tradition nicht mehr um verbindliche Aufträge weiß, kann von sich aus die rechten Normen selbst für das elementarste Handeln nicht finden. Hier aber, in Jeremias Brief ist jene Ermächtigung zu einfachstem Aufbauen, zu einem Leben, das trotz aller Weltlichkeit weder resigniert noch fanatisch gelebt werden muß, weil Gottes Heilstgedanken darüber stehen. Ist das nicht der Kern der ganzen Rechtfertigungslehre? (Die Kommentare verweisen mit Recht auch auf 1.Thess. 4,11f.; 2.Thess. 3,10ff.) — Über das Nachspiel, das der Brief hatte, erfährt man aus Jer. 29,24f. einiges.

Wiewohl ja grundsätzlich kein alttestamentliches Textwort ohne eine gewisse Brechung seines Sinnes, ohne eine innere Metamorphose an die christliche Gemeinde ergeht, — wir sind ja nicht Israel mit seinem Kultus, mit der Immanenz seiner Heilserwartung usw., — so wird in diesem Fall die Gemeinde vom Prediger keine theologischen Erklärungen über das Verhältnis des AT zu der Gemeinde Christi erwarten. Kraft ihrer Aktualität wird diese Botschaft Jeremias ganz von selber der heutigen Gemeinde „gleichzeitig“ werden.

Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ...“

Quelle: Gerhard von Rad, *Predigtmeditationen*, Göttingen 1973, 84-89.